

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet
von Ilka Sek.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie kniete vor ihm nieder und blickte flehend zu ihm auf. Verzeihen Sie mir, Herr Pennington. Ich habe nicht wissentlich Ihnen diesen Schmerz bereitet, aber — ich kann nicht, ich müßte mir selber treulos werden.

Pennington zog das knieende Mädchen empor.

„Nicht so, liebes Mädchen,“ sagte er. „Ich will den glücklichen Traum nicht weiterträumen, wenn es nun einmal nicht sein soll. Das Leben ist nicht ewig, auch dieser Schmerz wird ein Ende haben.“

„Und Sie grollen nicht?“

„Nein, Lili, werden Sie glücklich, Gott lege seine Hand schützend auf Ihr liebes Haupt. Sollten Sie Ihre Meinung doch noch ändern, dann schreiben Sie mir nur Ein Wort und wo ich auch nur sein mag, werde ich zu Ihnen eilen.“ Andächtig küßte er ihr beide Hände und bat, ihn nun allein zu lassen. Lili folgte Frau Treherne in das Nebenzimmer. Großes Weh um den einzigen Freund erfüllte ihr junges Gemüth.

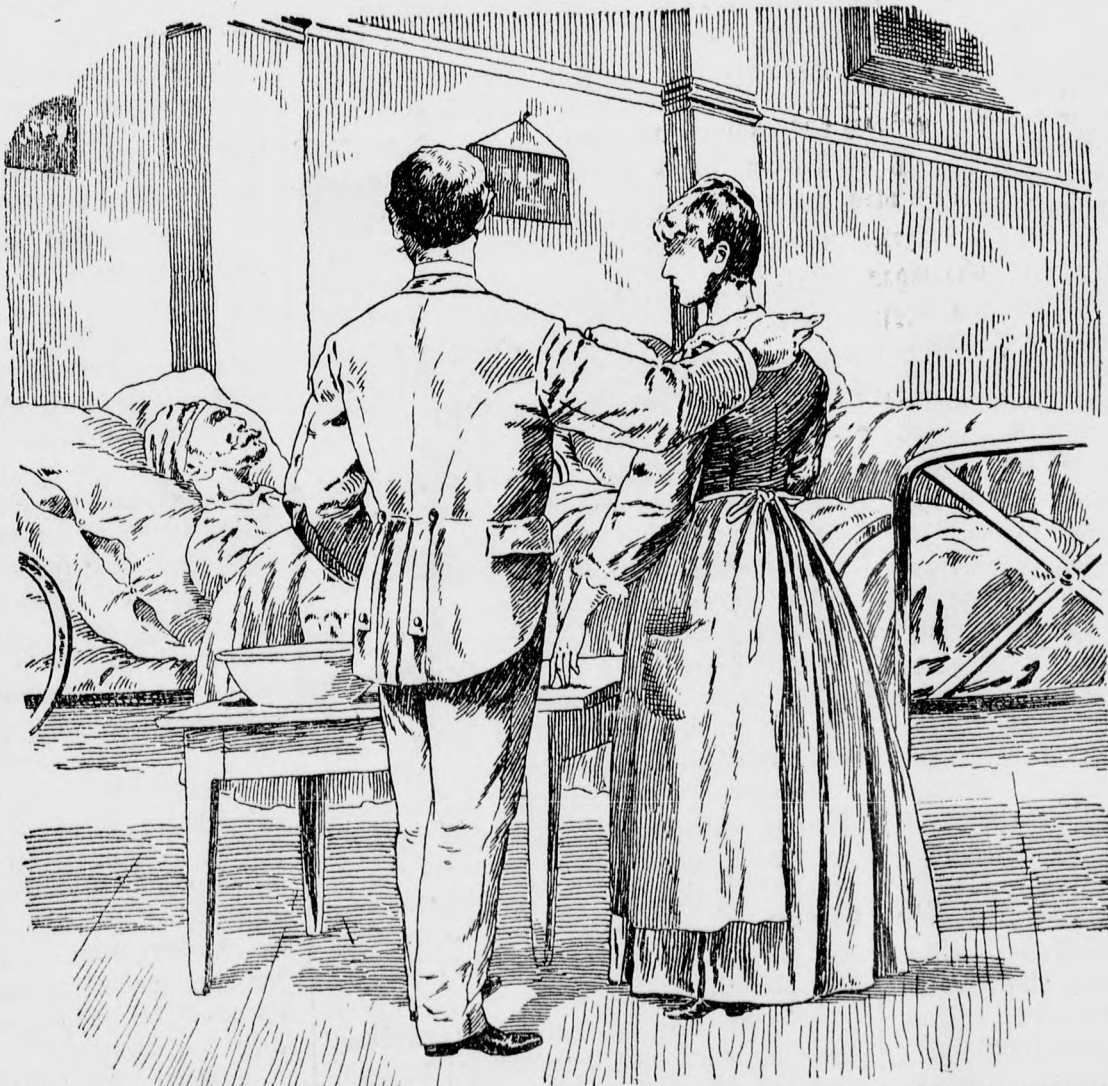
Die Erregung ließ nach; trank und ermattet sank Pennington in seine Kissen zurück. Sowohl Frau Treherne als Lili erschrocken über das Aussehen des jungen Arztes, als sie das Zimmer wieder betraten, und ungern trennte sich die Schwester

„Denken Sie nur, Fräulein Wyniat, mein Bruder hat sich zu einer Seereise entschlossen, er, der für eine ruhige Häuslichkeit so viel Sinn hat! Es muß irgend etwas in ihm vorgegangen sein, denn bisher hat er für dieses rastlose Herumwandern keine Vorliebe gezeigt.

Ich sage immer, er sollte heirathen. Sie wissen wohl auch nicht, daß er das Baronat und eine Beszung in vermuthlich nicht langer Zeiterben wird. Graf John Camberley verlor seinen einzigen Sohn, womit das Erbrecht meinem Bruder zufällt.“

„Sir John Camberley,“ wiederholte Lili verwundert. „Sind Sie mit ihm verwandt?“

„Ja, allerdings nur entfernt. Unsere Mütter waren Schwestern und heiratheten zwei Brüder Pennington-Camberley. Ein Streit zwente beide Familien, die seitdem jeden Verkehr mit einander mieden. Meines Vaters Groll ging so weit, daß er den Familiennamen Camberley fallen ließ, und sich einfach nur mehr Pennington



Die Tochter des Nebenbuhlers. In einer Zeit standen Doktor und Wärterin vor dem Lager eines Todtkranken.

von ihrem geliebten Bruder. —

Doktor Pennington gab die Stelle im Spitale auf. Es bot sich unerwartet die Gelegenheit zu einer ärztlichen Begleitung auf einer Nacht und er nahm das Anerbieten bereitwillig an. Lili erfuhr es von seiner Schwester.

schrieb. Haben Sie schon einmal etwas von dem Grafen Camberley gehört? Sie sprachen den Namen so leicht aus, als wäre er Ihnen bekannt.“

„Wirklich?“ erwiderte Lili so unbefangen als möglich. „Vielleicht

habe ich ihn einmal irgendwo nennen gehört."

"Haben Sie den Grafen John niemals gesehen?" frug Dora und blickte das Mädchen scharf an.

"Nie," antwortete Lili der Wahrheit gemäß. "Und Sie, Frau Treherne?"

"Auch ich kenne den Grafen persönlich nicht. Sein Schicksal interessiert mich dagegen ganz besonders, denn es ist ein grausames Geschick, den einzigen Sohn und Erben hingeben zu müssen. Herbert will von der ganzen Erbschaft nichts wissen. Sollte es einmal dazu kommen, wird er Gräfin Camberley bitten, ihren Wohnsitz nicht zu verändern und sein Erbe zu Lebzeiten derselben unangetastet lassen."

"Daran erkenne ich seine großmüthige Natur," erwiderte Lili warmherzig. "Um diesen Bruder könnte man sie beneiden, Frau Treherne. Glauben Sie nicht, es würde ihn freuen, Ihr Bild zu besitzen? Mit ein paar Sitzungen ist es abgethan und wir schicken es zur Dekorierung seiner Nacht-Kabine."

"Das ist ein liebenswürdiger Gedanke, Fräulein Wyniat," antwortete Frau Treherne. "In unseren Ruhestunden wollen wir das Porträt herstellen."

Einige freundliche Worte begleiteten ihr schnell vollbrachtes Werk und Doktor Pennington empfing ihre zarte Aufmerksamkeit mit dankbarem Herzen.

XLIII.

Lili erwarb sich durch ihre sanfte Art und Duldsamkeit bald das Wohlwollen ihrer Pflegebefohlenen. Die einfache Tracht der Wärterinnen hob ihre Schönheit eher hervor, als nachtheilig auf dieselbe zu wirken.

Frau Treherne hatte richtig vorausgesehen. Lili dachte weniger an sich selbst und vergaß beim Anblicke der leidenden Menschheit ihren eigenen Kummer. Eben und gleichmäßig floß das Leben an ihr vorüber. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt beschränkte sich auf etliche Briefe Pennington's, welche entweder an sie oder an Frau Treherne adressiert waren. Sie und da hörte sie noch von ihrer treuen Jungfer, deren Briefe immer nur des Glückes voll waren, das sie in ihrem Erstgeborenen, einem kräftigen Knaben mit hellblauen Augensternen, die so klug schon in die Welt blickten wie jene der Mutter, gefunden.

Die fröhliche Tischgesellschaft im Hause des Generals Lester verlief voll Heiterkeit. Die Hausfrau stand den Pflichten, die ihr als solche oblagen, mit besonderer Genugthuung vor; war doch der Kreis, welcher sich um sie scharte, in Liebe und Freundschaft eng mit einander verbunden. Jeder fühlte sich wohl, und wo sein freundlicher Blick hinschweifte, antwortete ihm ein treues Augenpaar. Percival verlebte seinen sechswöchentlichen Urlaub im friedlichen Beisammensein mit Eltern und Freunden.

William Lester ermittelte erst spät den neuen Wohnort seines Bruders. Er drückte nun in liebenswerthen Worten sein Be-

dauern aus, mit seinem Bruder sich im Unfrieden getrennt zu haben, und beglückwünschte ihn zu den Erfolgen seines Neffen.

Dieses Schreiben langte gerade zum Frühstück an und machte schweigend die Runde an der Tafel.

"Gedenkst Du darauf zu antworten, Vater?" frug Percival.

"Ich werde für die Zeilen kurz danken, und damit basta."

So wenig der Brief in irgend welcher Weise unfreundlich oder vorwurfsvoll ausfiel, womit General Lester das Schreiben seines Bruders beantwortete, berührte Sir William der ruhig vornehme Ton desselben nur um so peinlicher, als es ihm nie recht gelingen wollte, an das Verbrechen seines Neffen zu glauben. Er schwankte sogar, ob er nicht seinen Bruder aussuchen solle, um die Hand ihm friedlich zu reichen, und hätte es zur Stelle gethan, wenn die Antwort seines Bruders ihn dazu ermutigt hätte.

Es blieb jedoch ungeschehen, und beide Brüder lebten nach wie vor getrennt.

Percival und Lucy blieben ihrer Freundschaft treu. Sie waren unzertrennlich, ritten oder fuhren zusammen aus und ebenso sah man sie im Hause dies oder jenes gemeinschaftlich unternehmen. Selbst die nächsten Verwandten glaubten an ernste Absichten und wären kaum überrascht gewesen, sie eines Tages verlobt zu sehen.

Aber Percival war niemals dieser Gedanke gekommen und er dachte auch nicht, daß Andere, die von seiner ersten Liebe wußten, seinen Umgang mit Lucy so auffassen konnten.

Wenn Lucy ihn dennoch mit der Zeit zu gewinnen hoffte, so war sie sich dieses Hoffens kaum selbst bewußt; sie genoß das Glück des Augenblickes, die Zukunft ließ sie ruhig an sich herantreten, und nahm ihr Schicksal hin, wie der gütige Himmel es ihr sandte.

Zur Sommerzeit kam er noch einmal auf einen kurzen Besuch nach Camberley. Wie der warme Hauch des Frühlings empfand das junge Mädchen seine geliebte Nähe. Percival war ihr der Quell reichsten Glückes. Das saftige Grün der Wiesen leuchtete heller neben dem dunklen Waldrand, wenn er neben ihr herschritt, und doppelt genoß sie die schöne Farbenpracht der Landschaft, wenn ihr Blick mit dem seinen gepaart auf derselben ruhte. Die Blumen dufteten aus ihrem Blütenregen — Amsel und Drossel sangen fröhlich in den Nisten der hohen Waldbäume und darüber glänzte der Himmel so blau. Wie war doch Alles so anders, war sie mit ihm vereint.

Wieder war der holde Lenz vorüber, Percival nahm zum zweitenmale Abschied, ohne das Wort der Erlösung für sie gesprochen zu haben, dann nahte der heilige Abend. Man wollte ihn diesmal auf Schloß Camberley feiern, und wie vor zwei Jahren vereinte derselbe beide Familien bis auf Rache, welche sich von ihrem Kinde nicht zu trennen vermochte.

Oberst und Doktor Stanley zählten wie zuvor zu den willkommensten Gästen. Die allgemeine Heiterkeit verfehlte auch diesmal nicht, die Gemüther zu erfrischen, und insbesondere ergöhte Graf John den kleinen Kreis mit sprudelnder Lebhaftigkeit. Doktor Stanley blickte wiederholt mit Besorgniß auf seinen Gastgeber.

Plötzlich entsank dem Grafen der gefüllte Becher, fiel klirrend auf die Tischplatte und goß den Inhalt über das feine Damastgewebe. Aller Augen folgten entsetzt der Richtung des Unfalles.

Graf John blieb einen Augenblick wie erstarrt; ein fremder, abwesender Ausdruck verzerrte seine edeln Gesichtszüge. Die Erscheinung war jedoch vorübergehend und schon in der nächsten Minute lachte er in gewohnter Weise über diesen Zwischenfall.

"Das wird wieder eine Gardinenpredigt für mich werden," scherzte er voll Humor. "Damen rechnen es uns zumeist als strafwürdigstes Verbrechen an, wenn wir die Unvorsichtigkeit begehen, sie mit einem bestreuten Tischstuche zu beleidigen. Wer für den ungetrübten Frieden seiner Häuslichkeit einen Rath von mir annehmen will, der hüte sich, das edle Raß der Neben zu verschütten." Zum zweitenmale erhob er sein Glas. Alle folgten seinem Beispiele — lustig klangen die Gläser, während eines jeden Auge das gleichgestimmte suchte und fand.

Doktor Stanley theilte nur äußerlich die wiedergewonnene Heiterkeit. Ob er sich den Abend von Gräfin Camberley verabschiedete, sprach er mit ernster Besorgniß über den kleinen Zwischenfall.

"Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, hochverehrte Frau Gräfin, welche reges Interesse mich zu Ihrer Familie hinzieht. Meine Gefühle und die Hoffnungen, welche ich auf die Hand Ihrer Tochter Margit setze, hielt ich stets unerklärt, um das Wohlwollen des Grafen nicht zu verlieren. In Ihren freundlichen Blicken las ich bisher nur die Sympathie, welche Sie Margit und mir entgegenbrachten."

"Das ist Alles ganz richtig," antwortete Gräfin Camberley liebenswürdig, "aber Sie werden selbst einsehen, daß ich meinem Manne nicht entgegenreten kann, selbst für das Glück meines Kindes. Wäre dies nicht, ich hätte Margit Ihnen schon längst zur Frau gegeben."

"Ich danke Ihnen, Gräfin Camberley," und Doktor Stanley küßte gerührt ihre Hände. "Glauben Sie mir, geehrte Gräfin, ich achte und liebe Sie bezwungen wie ein dankbarer Sohn, und eben deshalb erachte ich es als Pflicht, Sie auf ein mögliches Ereigniß vorzubereiten. Sahen Sie den Vorgang bei Tische, als Graf John den Wein verschüttete?"

"Gewiß, wie sollte ich nicht!"
"Gewahrten Sie auch den verstörten Blick?"

"Verstört! Er schien mir eher verdrossen."

"Nein, Frau Gräfin, Sie irren sich. Es war ein leichter Schlaganfall. Als Arzt und bei seiner Konstitution vermuthete

ich längst schon, was heute eingetreten. Sie müssen Ihren Gemahl vor jeder Aufregung bewahren und sollte die geringste Aenderung in seiner Lebensweise eintreten so lassen Sie mich sofort rufen."

Gräfin Camberley faltete ihre Hände und seufzte schwer auf.

"Doktor, Sie glauben doch nicht, ich könnte ihn verlieren!" frug sie, bis in das Innerste erschüttert. "Unsere Ehe ist so überaus glücklich, daß dieser Schlag tief in unser Familienleben eingreifen würde."

"Wir wollen das Beste hoffen," antwortete Doktor Stanley theilnahmsvoll. "Doch kann man nie früh genug einem Unglücke vorbeugen. Ich werde Ihnen morgen alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln angeben, für den Fall, als ich nicht gleich zur Stelle sein sollte."

"Ein Arzt kann Wunden heilen, aber auch solche uns armen Menschenkindern schlagen. Zum erstenmal in unserer vielfachen Umgang nehmen Sie mir den Frieden, statt ihn zu bringen. Dennoch muß ich für diese bittere Pflichterfüllung dankbar sein."

"Wie froh wäre ich, wäre mir an diesem heiligen Abend diese Pflicht erspart worden," erwiderte Doktor Stanley und drückte verständnißvoll die schmale Hand der Gräfin.

XLIV.

Die Frühlingssonne hatte noch kaum mit wärmeren Strahlen die erstarrte Erde aus ihrem winterlichen Schläfe geküßt, da senkte man das Haupt der Familie zu seinen Vorfahren hinab in die Gruft der Grafen Camberley. Achtung und Liebe geleiteten ihn bis an's Grab, wo ewiger Friede seinen Todesschlaf umgab.

Der neue Besitzer sandte einen Bevollmächtigten, um die Uebernahme des Schlosses zu regeln. Er bat Gräfin Camberley, ihren Wohnort nicht aus dem Schlosse zu verlegen, so lange sie sich dort wohl fühle. Der Kontrakt des unteren Gehöftes wurde unter denselben Bedingungen mit seinem jetzigen Inhaber abgeschlossen und General Lester war über diese unerwartete Gunst hoch erfreut. Gräfin Camberley's aristokratische Natur sträubte sich jedoch, das gütige Anerbieten anzunehmen, und verweilte nur die ersten Trauermomente in den heimathlichen Räumen. Dann zog auch sie in das kleinere Gebäude, um zunächst eine liebevolle Stütze bei ihren Freunden zu finden. Margit und Lucy begleiteten sie; es sollte aber nur für die nächste Zeit sein, da Margit von ihrer Mutter die Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Doktor Stanley erhalten und Lucy als Wärterin in ein größeres Spital aufgenommen werden sollte.

Lucy konnte diesem Triebe nicht widerstehen und hatte kurz nach dem Tode des Grafen ihre Absichten ausgeführt.

Percival war zur Begräbnisfeier aus seiner Garnison herbeigeeilt und weilte noch einige Tage bei seinen Eltern.

Sein Vater versuchte, ihn für Lucy zu gewinnen, indem er ihm ihre rührende

Liebe schilderte. Die Unterredung erschütterte von Neuem sein Inneres und schmerzlich berührten in die Worte seines Vaters.

Es brauchte einige Tage, ehe Percival sein Gleichmaß wieder erlangte. Er war bereit, mit Lucy zu reden; sie sollte die volle Wahrheit erfahren.

Mit diesem Entschlusse betrat er das Bibliothekzimmer, wo er Lucy, in Gedanken verloren, am offenen Fenster sah. Er näherte sich ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter. Ihre Augen waren feucht, als sie langsam den Blick fragend zu ihm aufschlug.

"Armes Mädchen," sprach er liebevoll, "das Herz ist Ihnen wohl recht schwer?"

"Ja," sprach sie, und zitternd kam das Wort von ihren Lippen. "Von meinem Bruder mußte ich mich früh trennen, der Vater ist noch kaum todt, und den Boden, auf dem ich aufwuchs, werde ich nun auch verlassen. Mein ganzes Leben habe ich auf dieser kleinen Erdscholle verbracht, ich habe sie lieb gewonnen und kann mir ein Leben anderwärts nicht denken. Ihre Eltern haben meiner armen Mutter ein neues Heim geboten und ich danke Ihnen dafür. Doch mir wäre es zur täglichen Qual, das Schloß meiner Väter vor mir zu sehen, ohne den Fuß hineinsetzen zu dürfen. Percival, mein Entschluß ist gefaßt; ich bleibe nur so lange, bis ich meine Mutter versorgt weiß, dann folge ich meiner Bestimmung."

Mitleidig blickte er auf das junge Mädchen herab.

"Sie wollen von hier fort, Lucy, um ein Leben voll Entbehrungen aufzunehmen. Das Dasein einer Krankenwärterin hat wenig Sonnenschein, die Arbeit kennt weder Tag noch Nacht, unermüdblich müssen sie sich Anderen opfern, und der Lohn ist gering."

"Ich weiß es. Wir Kinder genießen den gleichen Antheil an einer kleinen Summe, die mein Vater uns ausschließlich vermachte; dieses wird hinreichen, meine Existenz auch ohne Gehalt zu fristen."

"Warum wollen Sie Ihre Mutter verlassen; ihre Mittel werden auch für Sie noch reichen, Lucy."

"Meiner lieben Mutter will ich nicht zur Last fallen," antwortete sie traurig. "Nächstens bin ich volljährig und werde meinen Weg durch's Leben allein suchen."

Lucy und Lili waren im Alter gleich. Jedes Mädchen zählte die gleiche Zahl an Frühlingsen in ihrem jungen Leben. Percival dachte unwillkürlich an die schönen Hoffnungen, welche Lili's einundzwanzigster Geburtstag ihm bringen sollte. Wo war das einstige Traumbild der Zukunft geblieben? Nur eine kurze Spanne Zeit lag vor diesem Zeitpunkte; aber anders, ach so ganz anders, wie Percival es ersehnte, nahte dieser Tag. Wo war das Mädchen, welches ihm ewige Treue geschworen.

Gewaltfam entriß er sich seiner Gemüthsstimmung. Freundlich blickte er Lucy an.

"Könnte ich Ihnen helfen, ich würde es gerne thun. Doch was frommt es, Sie täuschen zu wollen. Ich kann Ihnen nur eine Stütze sein, wenn ich Sie zu meinem Weibe begehre. Lucy, könnte ich Sie dadurch vor der Außenwelt und Ihren Sorgen bewahren, so wollte ich ja freudig Schutz und Schirm für Sie sein. Liebe kann ich Ihnen aber nicht geben, es wäre doch nur der Schatten dessen, was ich für Lili gefühlt. Ein getheiltes Herz ist kaum werth, angeboten zu werden, Lucy, und fast schäme ich mich, es gethan zu haben. Doch ehe ich mir selbst untreu wäre, rede ich lieber offen die Wahrheit. Also, kleine Freundin, was ist Ihre Meinung?"

Eine heiße Röthe hatte Lucy's blasser Gesichtsfarbe dunkler gefärbt. Es herrschte eine minutenlange Stille.

Endlich erhob sie ihren Blick. "Ich liebe Sie, Percival, so lange ich Sie kenne. Ich weiß nicht, wie es kam; allmählich neigte sich mein Herz Ihnen zu, mir selbst unbewußt. Daß ich keine Entgegnung bei Ihnen erwarten durfte, ich habe es ja gewußt und kann Ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Unsere Wege trennen sich von heute, darum nur konnte ich so zu Ihnen reden. Ob wir uns dereinst wiedersehen, ist immerhin fraglich. Wenn Sie sich einsam fühlen, so wissen Sie wenigstens, daß es ein Mädchen in der Welt giebt, das Sie mehr wie alle Anderen liebt."

"Lucy, warum sollen wir uns trennen?" frug er sanft. So viel Selbstüberwindung rührte ihn.

"Weil mir ein getheiltes Herz zu wenig ist," erwiderte sie lächelnd: "Sollte aber die Zeit kommen, wo Sie mir dasselbe unbegrenzt geben können, dann will ich es mit heißem Dank annehmen. Anders — niemals."

"Sie haben allein zu entscheiden, Lucy. Mein Wunsch ist nur, Sie glücklich zu sehen. Verlieren Sie Ihre schönsten Jahre nicht. Heirathen Sie einen anderen Mann, der Ihnen das Glück bereiten wird, welches Sie suchen."

Sie schüttelte den Kopf. "Wären Sie und Lili vereint worden, ich hätte mich vielleicht der Liebe eines Anderen zugeneigt. So lange ich Sie verlassen weiß, kann ich es nicht."

"Sie sind ein sonderbares Mädchen; warum wollen Sie meine Einsamkeit nicht beleben?"

"Percy, würden Sie ein Mädchen heirathen, welches einen anderen Mann liebt?"

"Nein, Sie haben Recht. Ihre Natur ist vornehm, Ihr Herz edel und rein. Wären wir uns früher begegnet, ehe mein Herz sich an andere Hoffnungen knüpfte, es wäre schön gewesen, es hätte uns Weiden Glück gebracht. Aber die Freundschaft, Lucy — entziehen Sie mir auch die?"

"Niemals, sie hat mir das Leben erhellt zur Freude meines Herzens. Dankbar will ich Ihnen sein für jedes warme Freundschaftswort, das Sie mir gaben, dankbar der Erinnerung und Fortdauer unseres Bundes leben. Wenn Sie an mich denken, soll es

nur in diesem Sinne gesehen; dann wird mein Bild auch stets eine schöne Erinnerung für Sie sein."

"Lucy, meine kleine Freundin, Sie sind das Beste, was ich auf Erden gefunden. Das Andenken an Sie wird in meinem Gedächtnisse grünen, die Trennung wird unseren Freundschaftsbund nur enger verknüpfen. Morgen gehe ich zu meinem Regimente zurück. Gott behüte Sie; meine Dankbarkeit kennt keine Grenzen für die große Liebe, welche Sie mir nutzlos geopfert."

Dies ergriffen reichte sie ihm die Hand zum Abschied. In stiller Wehmuth trennten sich Beide, um jedes seinen vorgeschriebenen Weg anzutreten.

Er folgte dem Getümmel der Heerschaaren, sie setzte den Fuß in eine ihr unbekannte Welt.

XLV.

Sechs Monate nach dem Tode des Grafen Camberley wurde in aller Stille die Trauung Margit's mit Heinrich Stanley vollzogen. Braut und Bräutigam, beide feinsüßend, verlangten durchaus keine großen Feierlichkeiten, wie es bei der Hochzeit der älteren Tochter der Fall gewesen war, sondern schritten einfach zum Altare und wurden in ihren dunklen Trauerkleidern getraut.

Percival und Oberst Stanley wohnten der Zeremonie bei. Sie hielten sich jedoch nur wenige Stunden in Camberley auf; wegen der beginnenden Waffenübungen wurde ihnen ein längerer Urlaub nicht gestattet. Lucy sah Percival nur auf Augenblicke. Ein warmer Händedruck belundete allein ihre unveränderten Gesinnungen.

Doktor Stanley begab sich mit seiner jungen Gemahlin auf eine kleine Erholungsreise. Nicht daß sie eine Zerstreuung suchten, ehe sie ihre Häuslichkeit begannen, sondern hauptsächlich um den angegriffenen Nerven des Doktors Ruhe zu gönnen. Seine Gesundheit hätte einer Erfrischung längst schon bedurft, er wartete aber geduldig, bis Margit ihn als Frau begleiten würde. Zugleich mit ihnen verließ auch Lucy ihre Mutter, um nach London zu reisen.

Denken wir unsere Aufmerksamkeit neuerdings auf die ägyptischen Zustände. Jedermann gab sich der Hoffnung hin, daß mit den letzten glänzenden Waffenthaten der Feldzug von 1882 beendet sei; aber kaum hatten die englischen Truppen das Land größtentheils verlassen, als der ganze Sudan von der Bewegung ergriffen wurde, an deren Spitze der sogenannte Mahdi stand, welcher wie ein neuer Prophet die Mohammedaner entflammte, und die ägyptische Herrschaft am oberen Nil bedrohte.

Man konnte englischerseits sich gegen diese Ereignisse nicht gleichgiltig verhalten und entschloß sich endlich, den mit jenen Gegenden wohl vertrauten und durch seine Energie und Thatkraft oftmals erprobten General Gordon nach dem Sudan zu entsenden, um daselbst die schwankenden Ele-

mente zusammenzuhalten und die durch den Mahdi veranlaßte Bewegung einzudämmen.

Gordon begab sich in Begleitung einer Anzahl englischer Offiziere nach Chartum, dem Hauptorte des Sudan, fand aber die Dinge bereits derart vorgeschritten, daß er den gewünschten Erfolg nicht erzielen konnte und sich begnügen mußte, Chartum gegen die Streitmacht des Mahdi zu halten. Obwohl er selbst über wenig verlässliche eingeborene Truppen verfügte, so dauerte doch die Vertheidigung der ganzen Stadt nahezu ein Jahr. Ohne Hilfe von außen war aber keine Hoffnung auf Behauptung des Platzes vorhanden und Gordon suchte bei jeder Gelegenheit dies zur Kenntniß seiner Landsleute zu bringen. Nach langem Zaudern entschloß sich endlich die englische Regierung, eine Truppenmacht zum Entsatz Chartums zu entsenden; aber die großen Schwierigkeiten, mit denen europäische Soldaten in jenen Gegenden zu kämpfen haben, die sehr bedeutende Entfernung, welche zurück zu legen war um das Kriegstheater im Sudan zu erreichen, verursachten einen sehr erheblichen Zeitverlust, und als die erste Kolonne des englischen Korps bei Abullea einen Sieg über die ihr entgegengegangene Streitmacht des Mahdi davontrug, von welchem man hoffte, daß der Weg nach Chartum nunmehr offen stünde, war es bereits zu spät.

Gordon, in der belagerten Stadt auf das Aeußerste gebracht und seiner eigenen Leute nicht mehr sicher, war wenige Tage vorher einem verrätherischen Ueberfall, durch welchen der Feind in Chartum eindrang, erlegen und hatte dabei seinen Tod gefunden.

In dem Treffen von Abullea kämpfte auch das Devon'sche Regiment, welchem Percival Lester angehörte; an der Spitze der von ihm geführten Kompanie wurde er hierbei schwer verwundet.

Oberst Stanley aber fand einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde.

Doktor Pennington leistete im Spital zu Korti unvergleichliche Dienste. Dort, auf fremdem Boden, der Heimath weit entfernt, begegnete er dem Mädchen wieder, das er liebte. Fräulein Wyniat hatte Order erhalten, in den Feldspitalern mitzumirken, und fand freudige Aufnahme unter ihren neuen Pflegebefohlenen.

Immer mehr wuchs der Andrang zu dem Spital. Es mußten neue Filialen organisiert werden und in einem derselben erhielt Lucy Camberley den angesuchten Wirkungskreis. In einer Zelle standen Doktor und Wärterin vor dem Lager eines Todtkranken. Wissenschaft und rührende Pflege kämpften um das Leben des Verwundeten. Es waren Herbert Pennington und Lili.

"Fräulein Wyniat, Sie trauen Ihren Kräften zu viel zu."

"Wer wird in solchen Augenblicken an sich selbst denken," antwortete sie muthig. "Thun wir, was menschenmöglich ist, um den Leidenden zu helfen."

"Aber Sie überarbeiten sich. Ich kann das nicht zugeben. Erinnern Sie sich noch dessen, was ich von Ihnen erbat, als Sie mich in London verließen?"

Ein warmer Hauch röthete ihre Wangen.

"Wie sollte ich es vergessen? Es hat mich so betrübt."

"Und würde ich Sie nun wieder fragen, welche Antwort erhielt ich?"

"Ich könnte nur das wiederholen, was ich damals sagte," erwiderte sie gedämpft, "ich liebe ihn noch immer."

Traurig wendete er sich einem anderen Patienten zu.

Ein Bote berief ihn zu einer dringenden Operation in das nächste Krankenhaus. Er verließ Lili und eilte sofort, seine Pflicht zu erfüllen.

Als er zurückkam, fand er Lili noch bei ihrem traurigen Verufe.

"Fräulein Wyniat, mir begegnete soeben eine weitläufige Verwandte. Sprach ich Ihnen niemals von der Familie Camberley und deren Besitzung in der Umgegend von Moulton?"

Lili lauschte mit regem Interesse.

"Frau Treherne sagte mir, Sie wären verwandt."

"Graf John ist vor kurzem gestorben, seine Tochter Lucy ist Krankenwärterin wie Sie."

"Sir John iobt. Arme Lucy! Wie dauert sie mich."

"Sie kennen Sie also?" frug erstaunt der Doktor.

"Ja, wir waren Schulfreundinnen. Ich werde sie doch sehen können? Es wäre so schön."

"Es wird sie gewiß ebenso freuen, Sie zu sehen. Ich muß bald wieder hinüber zu meinem Patienten und werde es ihr sagen. Sie hat schwere Tage mit dem Kranken, und scheint in großer Sorge um ihn. Ich glaube, er steht ihr sehr nahe. Armer Teufel! Die Amputation des Beines war außerordentlich schmerzvoll."

"Vielleicht lieben sie sich," bemerkte Lili voll Mitgefühl. "Lucy hat eine unendliche Liebe für Jene, denen sie gut ist. Ich hoffe um ihretwillen auf seine Genesung."

"Ich für Beide. Der junge Mann hat ein so gemüthvolles Gesicht."

"Gaben Sie sich Lucy als Verwandten zu erkennen?"

"Nein, der dortige Assistent sagte mir, wer sie sei. Auch hatte sie heute für nichts Anderes Sinn, als für die glückliche Operation ihres Freundes. Deshalb sprach ich auch wenig mit ihr. Das nächstemal werde ich ihr Alles erzählen. Es wird ihr ein Trost sein, Sie, Fräulein Wyniat, und einen Verwandten in der Nähe zu wissen."

"Lucy wird mich willkommen heißen, sie kann gar nicht anders," sagte Lili freudig. "Glauben Sie, Herr Pennington, daß ich mich auf eine halbe Stunde entfernen könnte?"

"Ja. Ob Fräulein Camberley frei sein wird, weiß ich aber nicht. Sie hat

ganz allein die Pflege des Kranken übernommen."

"Ich werde warten, bis sie ihn eine Minute allein lassen kann."

"Gut, ich will es ihr sagen," erwiderte Pennington, und Lili vergaß in der Aufregung des Augenblickes ganz, daß Lucy ihr angenommener Name total fremd sein mußte.

XLVI.

Einige Stunden später stand Herbert Pennington am Lager Percival Lester's. Seine Augen waren geschlossen, ein unruhiger Schlaf milderte vorübergehend die heftigen Schmerzen an seinem Fuße, während fieberhafte Wahnbilder seinem Geist phantastisch vorgaukelten.

"Lili," rief er aufgeregt, "warum verläßt Du mich? Ich liebe Dich ja — wo bleibst Du!"

Lucy Camberley legte besänftigend ihre Hand auf seine Stirne.

"Percival, ich bin es — nicht Lili. Und hier ist der Doktor, um nach Ihrem Befinden zu fragen."

"Der Doktor! Ach ja. Sagen Sie, guter Mann, ich werde wohl sterben?" frug Percival aus seinem kurzen Schlummer erwacht. "Ich bin es auch zufrieden, habe ich doch nichts in dieser thränenreichen Welt mehr zu verlieren. Erst will ich jedoch noch einige Zeilen schreiben; und Sie, Lucy, nicht wahr, Sie geben sie Lili als letztes Vermächtniß von mir."

"Lieber Freund, warum wollen Sie denn sterben? Sie haben noch Lebenskraft genug, wenn Sie sich etwas zusammennehmen und solchen Gedanken nicht Raum geben. Wenn Sie etwas zu schreiben haben, thun Sie es in Gottes Namen, aber dann seien Sie frohen Muthes. Ich sage das nicht etwa, um Sie zu alarmiren, sondern damit Sie Ihr Herz erleichtern." Und Dr. Pennington reichte ihm Bleistift und Papier.

"Lili, ich vergebe Dir und liebe Dich bis in den Tod, Percival." Erschöpft sank er in die Kissen zurück. Pennington hatte gewiß nicht die Absicht gehabt, Percival's Geheimnisse aufzudeckern zu wollen. Die Unterschrift war unwillkürlich vor seinem Blicke aufgetaucht.

Percival und Lili! Ein Wirrwarr von Gedanken und Empfindungen jagte durch seine Sinne.

Seine Hoffnungen lebten noch dauernd in seinem Herzen. Lili's Glück war ihm vor Allem heilig. Und sie? Noch vor wenigen Stunden bekannte sie ihre Liebe zu dem Freunde ihrer ersten Jugend.

Er beugte sich zu dem Kranken und frug langsam und deutlich:

"Wäre es nicht besser, wir schickten ihren Brief sofort dem Fräulein Wyniat. Vielleicht wird damit mancher Zweifel beseitigt, der Sie jetzt beunruhigt, Herr v. Lester."

Percival öffnete die Augen, Befremdet blickte er auf den Arzt.

"Fräulein Wyniat? Sie werden sich geirrt haben, Doktor, ich kenne Niemanden dieses Namens."

Herbert seufzte. War es aus Mitleid für Lili, oder weil er sich selbst von einem Drucke befreit fühlte, er wußte es selbst nicht.

"Ach, ich bitte um Entschuldigung; in der That, es war ein Irrthum." Vorsichtig zählte er den Pulsschlag des Kranken. Zu Lucy gewendet, sprach er ernst:

"Das Fieber greift um sich," sagte er mit halber Stimme. "Ich werde Ihnen kühlende Tropfen senden; sollte sich größere Unruhe bemerkbar machen, muß man mich rufen. Sie können es unbedingt thun, Fräulein Camberley; ich bin ihr Vetter."

"Mein Vetter! Wie ist es möglich?" frug sie erstaunt.

"Ist Ihnen der Name Herbert Pennington nicht bekannt?"

"Pennington-Camberley's sind uns verwandt. Gehören Sie dieser Familie an? Ein Sohn Sir Richard's ist Erbe meines väterlichen Besitzes geworden."

"Dieses abscheuliche Ungeheuer bin ich, Fräulein Camberley, nur führe ich den Namen Pennington, seitdem mein Vater in Zwietracht mit seinem Bruder lebte. Jetzt, wo Sie wissen, wer ich bin, betrachten Sie mich hoffentlich als Freund und erlauben mir, Ihnen nützlich sein zu dürfen. Kann ich Ihnen irgendwie helfen, Cousine?" frug Pennington freundlich.

"Retten Sie ihn!" flüsterte sie leise.

"Was menschlicher Kraft gegeben ist, soll geschehen. Am schwersten sind jene Patienten zu heilen, die, lebensmüde, unsere Wissenschaft, ohne das Bedürfniß der Selbsterhaltung, entkräften."

"Er hat schweren Kummer erlebt," antwortete sie sanft. "Nur sein männlicher Charakter hat ihn darüber hinweggeholfen."

"Fräulein Camberley, legen Sie mir eine Frage nicht als Neugierde oder Taktlosigkeit aus — sind Sie mit Herrn Lester verlobt?"

"Nein," erwiderte sie einfach. "Aber Freundschaft verbindet uns in wärmster Liebe."

"Ich verstehe," sprach er theilnehmend. "Auch ich kenne ein Mädchen; wir sind die besten Freunde. Sie gab mir einen Auftrag an Sie mit, Fräulein Lucy."

"An mich!" wiederholte das junge Mädchen. "Kenne ich sie denn? Und woher?"

"Sie waren Schulfreundinnen." (Fortsetzung folgt.)

Der Blumensegen.

Eine Auerseelentagsgeschichte von Carl Pittik. (Nachdruck verboten.)

Das ist ein Leben und Treiben, ein Gerassel und Lärmen, ein Wogen und Hasten in den Hauptstraßen der Residenz! Hat die Nacht ihre dunklen Fittige über das große Revier ausgebreitet, da huschen in den Fahrstraßen eine Legion von Flämmchen hin und her im wunderschönen Reigen, und ein Meer von Licht ergießt sich aus den glitzernden Schauläden auf die Straße und auf die dahin trollende Menge. Und auf den schön gepflasterten Wegen schreitet Arm und Reich nebenein-

ander daher, tiefstes Elend und höchstes Glück berührt sich so flüchtig und eilt aneinander vorbei! Wem käme es da in den Sinn und wer vermöchte es auch, diesen und jenen Dahineilenden tiefer ins Auge zu blicken, um daraus der Seele wundersam keredte Sprache zu lesen, um aus den Zügen der Verbeihastenden das zu errathen, was sie bewegte und bewegt? Wer hätte auch Zeit hierzu — und wozu denn? Wie schön blickt sich das harmonische Ganze des Großstadtlebens an, welch herrliches Schauspiel! Wer fragt darnach, wie es in dem Innern der einzelnen Akteure aussieht? Warum und wozu auch? Ein jeder hat selbst sein Päckchen Sorgen zu tragen, für sich selbst zu ringen, zu schauen!

Wem fiel es daher ein, sein Auge prüfend auf diesem Mädchen hier ruhen zu lassen, das in ärmlicher Kleidung, gesenkten Blickes einherwandelt? Wer hat Zeit und Interesse zu forschen und zu fragen, aus welchem Grunde sich des Mädchens große, dunkle Augen mit dem Thau frischer Thränen überfeuchten? Wer weiß, könnte man den feuchten Schleier stillen Wehes verschwinden machen, wer weiß, könnte man Trost bringen — wer weiß, nähme sie die Antheilnahme günstig, dankbar auf? Es giebt ja so viele Dinge, die nur ein Bestimmter versteht, nur einer zu ordnen vermag!

Darum rasch vorbei! Alleinsein ist ja oft das einzig Erwünschte. Und das Mädchen will ja allein sein, wo sie so weltvergessen, schein ausweichend dahin schreitet — dahin wankt. Allein? O nein, ihr Jugendfreund und Begleiter auf all' ihren Lebenswegen ist ja bei ihr — der Kummer. Sie will allein sein, denn tief drinnen im Herzen liegt ein Vermächtniß des Geschickes, ihr einzig Hab' und Gut — das Weh'; das will sie bergen und sie thut es mit ängstlicher Sorgfalt. Niemand soll's ihr rauben — was hätte sie sonst? — Unsicheren Schritten zieht Marianne dahin. — Da plötzlich bleibt sie wie festgebannt stehen — sie hat einen großen prächtigen Blumenladen erblickt, sie ist aus ihrer Träumerei aufgewacht, ihr Auge funkelt, ihr Athem fliegt. Die halbgesehnten Lider sind weit geöffnet und ein paar dunkle Augensterne leuchten so hell aus der sammtenen Umrahmung der Wimpern und Brauen, so hell, heller als das Licht, das in blendender Fülle aus dem Blumenladen auf sie fällt. Wie schön sie ist! Ueber den dunklen Sternen wölbt sich eine von einem spitzenumräumten Tuche umrahmte blendend weiße Stirne. Ueber dem vom Athem leise bewegten Tuche gucken einige dunkle Locken neugierig hervor, als wären es düstere Gedanken die hin und her huschten. Eine kummerbleiche Farbe, von fieberhaftem Roth überfrischt, übergießt ihre eingefallenen Wangen, die wohl mit ihrer Farbe den einem rothsammtenen Kissen gleichenden schön geformten Lippen weit nachstehen. Aber ein wehmüthiger Zug fällt von den Lippen ab, ein lebensmüder Gedanke hat um die Mundwinkel seinen Platz aufgeschlagen — wie steht das so

im Widerspruche mit dem lieblichen Grübchen im Rinn, das zu einem Quartier für übermüthige Schelme bestimmt zu sein schien, so aber seinen Reiz eingebüßt hat und einer Gramfurche gleicht. Marianne ist fest versunken in dem Anblick der herrlichen, frischen Blumen, die durch das Schaufenster ihre duftenden Grüße senden.

Ein glückseliges Lächeln — der stumme Jubel eines glücklichen Gemüths glitt anfangs über ihr Antlitz, um aber bald in einen gar trüben Ausdruck überzugehen. Marianne sah Blumen, herrliche, kostbare Blumen, Kränze und Bouquets — morgen ist ja das Fest der Todten, morgen legt ja jeder die duftenden Opfer und Zeichen seiner Liebe und Erinnerung an die Dahingefahrenen auf ihre letzte Ruhestätte, jeder — auch der Aermste! Marianne wohl auch?! Oder genießt sie noch das seltene Glück, keinen theuren Verblichenen in dem Garten des Herrn aufsuchen zu müssen?

O nicht doch! Marianne ist allein auf dieser Welt — ganz allein. Den Vater raubte der Krieg vor vielen Jahren. Die Geschwisterchen hat der Tod geknickt in ihrer zartesten Jugend, wie der Thau die jungen Blümlein sterben macht, und das Mütterchen — ach, sie zog auch von dannen; drei Jahre und darüber sind seit diesem Tage, wo man sie ins Grab senkte, vorbeigeflogen — nein vorbeigeschlichen. Marianne war allein, ganz allein! Darum war sie heute gar so traurig, darum stahlen sich heimlich die Thränen aus ihren schönen Augenlein?! Doch sie wird ja morgen, gleich so Vielen hinausgingern in den Garten der Todten und über ihr trauriges Geschick weinen und im Andenken und Gebete neue Kraft und frischen Muth schöpfen, wird beten, und ihre warmen Thränen dankbarer Erinnerung werden herabträufeln auf die Blumen, die das Grab schmücken — auf die Blumen! Blumen! Blumen! — Das war es ja, woran Marianne seit langem dachte, das war ja die Ursache ihres täglichen Wehes! Die Blumen? — Warum doch die Blumen?

Rasch kehrt das traurige Mädchen den Blumen den Rücken, sie wollte ihnen entfliehen, rasch trugen sie ihre Füße hinweg, hinweg von den Blumen — weg von dem Getriebe der belebten Straßen, in öde, menschenleere Gassen mit kleinen Häuschen, aus denen nur ab und zu ein Lichtstrahl auf den Weg der einsamen Wanderin fiel. Marianne war in ihrem Heim angelangt. Sie trat in das ärmliche kalte feuchte Stübchen und legte das Packet, das sie mit sich getragen, behutsam auf die Kommode, das Packet, das für sie ein wahrer Schatz war; barg es doch die Arbeit ihrer Hände, eine mühsame Arbeit, die sie bei einer reichen Dame abzuliefern hatte. Sie zündete die Lampe an und deren matter Schein beleuchtete die Armuth dieses kleinen Heims, das so oft von ihren Klagen erfüllt worden. Doch mit solchem Leide wie heute war sie noch nie in die Stube getreten. Seufzer um Seufzer entrang sich ihren bebenden Lippen. „Ach, Mutter,“ schluchzte sie in unjählichem Schmerze, „ach, Mutter, wie

bin ich unglücklich! Allmächtiger kenn doch ein Erbarmen!“ Und Thräne um Thräne rang sich los und träufelte über die gerötheten Wangen, im Widerscheine des glühenden Rothes der Wangen und der Lampe rosigen Perlen gleichend — kostbaren Perlen, nicht feil für alle Schätze der Welt! „Mutter, verzeih,“ rief sie, „daß dir deine Tochter noch keine Blumen auf dein ärmliches Grab gebracht. Ach, alles hat sich gegen mich verschworen! Die Blumen, die ich solange sorgfältig gepflegt, sie wurden eine Beute des Todes, der sich in Gestalt des Herbstreifens auf sie herabsenkte. Von meiner Hände Arbeit konnte ich gerade nur ein ärmliches Leben führen, kaum meinen Hunger stillen. Und ich war doch fleißig, Tag und Nacht! Kann ich dafür, daß ich mir nichts erübrigen konnte? Wie emsig betrieb ich meine jetzige Arbeit, um der reichen Dame die Arbeit bis zum heutigen Tage abliefern zu können, damit ich dir, Mutter, die Liebesgabe bringen kann! Dreimal war ich bei ihr, sie ist verweist. Wann wird sie kommen? Und morgen ist Miethe zu zahlen, man setzt mich vor die Thüre — ach ja, man sollte es thun — aber deine Blumen, Mütterlein? Die Blumen deine Lieblinge.“ „Vergesse nicht, mein Grab mit Blumen zu schmücken“ — sprachst Du — „ich habe die Blumen stets so lieb gehabt, die Blumen, die Zeichen der Reinheit, der Liebe! So lange Du diese nicht vergessen wirst, wirst Du glücklich sein! Ich werde es von oben sehen, ob Du Dich meiner erinnerst und ich werde Segen auf Dich herabsehen. Aber wehe Dir, vergißt Du mich!“ So war Dein Vermächtniß. Ich habe es immer getreulich ausgeführt, ja, und ich fühlte Dich über mich wachen, stets ging ich gestärkt und hoffnungsfreudig von diesem Grabe. Ich fühlte es, daß Du Dich freuest und mich segnest. Und dieses Mal, wo ich so im Elend bin, soll ich der Stärkung entbehren, die ich stets an Deinem Grabe gefunden habe?! O hab' Erbarmen, Allmächtiger!“ — So wehklagte die Waise und vergoß bittere Thränen. Arme Marianne!

Und lange saß die Dulderin mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, lange, bis endlich die Ermüdung ihre Lider sich schließen ließ und der Mohn des Schlafes ihre Sinne zur Ruhe brachte. Schlaf überfiel Marianne, der Schlaf, den wir oft anklagen, dem wir ob der armen Frist unseres Daseins erlangen, als ob er sie unterbräche und uns davon nähme. Und doch theilt er von Tag zu Tag die Last des Lebens, trüge sie einer, sei es Schmerz, sei es Wonne, in einem Stücke, wie bald erlauge der Mensch!

Nebelweicht, kühl und trübe war es, als Marianne am Morgen erwachte. Fröstelnd hüllte sie sich in ihr Tuch und machte sich mit ihrer Arbeit auf den Weg. Bangend fragte sie, ob die Dame angekommen sei. Ja, sie war angekommen. Ein Glückstrahl flog über ihr Antlitz. Aber sie mußte noch warten. Bange Stunden der Erwartung schlichen vorbei. — Endlich durste sie eintreten.

„Ach, meine liebe Kleine ist mit der Arbeit da?“ empfing Frau von Meerheim Marianne. „Wi: fleißig! Es hätte aber nicht so geeilt.“

„Ja, Gnädige, aber.“

„Ach freilich, Du brauchtest Geld, es ist ja der Zinsmonat.“

„Ja, die Miethe und dann.“

„Dann ist Sonntag, wo man mit dem Liebsten einen Ausflug machen will?“

„O nein, Gnädige, heute ist Allerheiligen, morgen Allerseelen, da möchte ich Blumen für das Grab meiner Mutter kaufen.“

„Blumen kaufen — —? Nicht Vergnügen?“ Nachdenklich sprach die schöne Frau diese Worte und eine innere Erregung bemächtigte sich ihrer.

„Wahrhaftig, Blumen? Das ist schön von Dir, mein Kind, ist's wohl wahr?“

„Bei Gott, Gnädige!“

„Im, ich will sehen“ Gedankenvoll erhob sie sich und betrachtete die arme Näherin. Wie klein sie sich ihr gegenüber fühlte! Zögernd fuhr sie dann fort: „Ich habe auch Blumen auf ein Grab zu legen, komme Nachmittag zu mir, Du wirst mir die Blumen tragen helfen?“

„Nach-mittag?“

„Ja, Dir scheint's zu spät?“

„Si freilich wohl, Gnädige, aber.“

„Nun gut, so fahren wir gleich.“

Sie klingelte dem Stubemaädchen und befohl anspannen zu lassen.

„So eilig hast Du es?“

„Ach, ich ließ bis jetzt das Grab ohne Blumenzierde, Mutter wird zürnen, ich werde Unglück haben.“

„Geh', Narrchen, wirst noch nicht zu spät kommen!“

Man bestieg den Wagen und fuhr zu einem Blumenladen. Frau von Meerheim kaufte zwei prächtige Kränze und ließ sie von Marianne in den Wagen schaffen. Und rasch ging es dem Ziele zu. Vor dem Friedensparke angelangt, deutete Marianne schüchtern auf Blumen, die zum Verkaufe angeboten wurden. „Gnädige, darf ich bitten, von meinem Lohn hier Blumen für das Grab meiner Mutter zu kaufen?“

„Ist Dir der Kranz hier denn nicht schön genug?“

„Der Kranz — meiner Mutter —? Ach, Gnädige, ist's möglich? so schöne Blumen! — O Gott wie glücklich bin ich! — Wie wird sich Mütterchen freuen! Solch' herrliche Blumen hat sie noch nie gehabt! — Wie soll ich's danken —!“ Plötzlich hielt sie inne in ihren Freuden ausbrüchen. „Und doch,“ sprach sie langsam und zögernd, „wer weiß, ob es Mutter recht sein wird, es sind doch eigentlich nicht meine Blumen.“

„Nun, so kaufe hier noch einige Blumenstöcke, kleiner Eigensinn.“

Die Weiden betraten sodann den unabherrbaren großen Garten, der alljährlich einmal von tausend und abertausend Menschen zugleich besucht, alljährlich zu dieser Zeit von den Liebeskindern der Erinnerung, den Blumen, übersät wird. Es ist der Garten Gottes, wo die Erinnerung

ihre ruhend schönen Feste feiert, wo Thränen der Liebe und Dankbarkeit die Todtenblümlein bethauen. Alles, was Herz und Dahingeflebene hat, wallfahrtet dort hinaus, legt in stummer, dankbarer Erinnerung sein Liebesopfer auf das Grab, entrückt sich auf Stunden der prosaischen Welt, ruft Stunden der Freude, des Leibes ins Gedächtniß zurück — und gar oft wird das Gemüth trüber als die nebelseuchte Herbstlandschaft, auf der gleichsam ein großes Weh' zu lagern scheint.

Die reiche Dame und die arme Waise schritten die Reihen der Gräber entlang und suchten dasjenige von Mariannes Mutter auf. Als sie es erreicht hatten, sank die arme und doch glückliche Waise an dem Grabe nieder und legte den schönen Kranz und die Blumen auf dasselbe. Wahrhaftig, Freudenthränen zitterten in ihren Augen, nun hatte ja ihr Mütterchen die Blumen, sie durfte nicht mehr zürnen! Marianne hat die Mutter nicht vergessen, sie darf wieder glücklich sein! Gerührt stand neben dem braven Waisenmädchen die schöne, vornehme Dame. Auch in ihrem Herzen dämmerte ein Glück auf.

Hatte nicht sie auch eine Mutter, der sie in dankbarer Erinnerung gedenken könnte? Aber bisher hatte sie in den Lustbarkeiten der Welt die todt Mutter und ihre Lehren vergessen.

Nun wurde sie durch dieses einfache Mädchen an ihre Kindespflicht erinnert, an die Lehren der Mutter erinnert, zu denen ihr ganzes Leben so sehr im Widerspruch stand. Von ihrem Gatten, den sie fast zu Grunde gerichtet und dessen Liebe sie nicht erwiederte, geschieden, lebte sie mit einem reichen Cavalier dahin, nur um ihren noblen Passionen fröhnen zu können. Was würde die Mutter zu ihr sprechen, wenn sie noch lebte? An das hatte sie nie gedacht! Dieses Mädchen, welches die Worte ihrer Mutter als theuerstes, einziges Vermächtniß bewahrte und befolgte, mußte sie erst auf den richtigen Weg führen, sie an ihre Mutter erinnern! Seltsame Gedanken jagten Frau von Meerheim durch den Kopf, gewaltig stürmte es in ihrem Herzen und endlich legte sie ein stilles Gelöbniß ab, ihr bisheriges Leben zu ändern, die Lehren ihrer Mutter auch über deren Grab hinaus sich zu Herzen zu nehmen, ihnen zu folgen.

Nach der rührenden stummen Andacht an dem einfachen Grabe suchte Frau von Meerheim das Grab ihrer Mutter auf. Nur schwer vermochte sie es zu finden, war es doch lange her, seitdem sie zum letzten Mal hier war. Ein prächtiges Monument schmückte dasselbe und an Blumenschmuck fehlte es nicht, ihr geschiedener Gatte hatte ihrer Mutter gedacht! In tiefer Rührung legte sie ihren Kranz auf das Grab. Sie durfte ja jetzt ohne Scheu sich dem Grabe der Mutter nähern und ihr die Liebesgabe reichen, nachdem sie sich vorerst an dem Grabe Mariannes durch ihre aufrichtige Neue Vergebung erworben, nachdem sie sich dort durch ein ernstes, schönes Gelöbniß gereinigt hatte.

Ein wahres, echtes Glück begann in ihrem Herzen zu dämmern und trotz der trüben Stimmung dieses Todtentages blickte sie viel freudiger, viel zufriedener als je in die Welt.

Die zwei glücklichen Wesen fuhren heim. Frau von Meerheim verabschiedete sich in der Stadt von Marianne und bat sie, am nächsten Tage wieder zu ihr zu kommen, sie hätte viel Arbeit für die Näherin!

Glückstrahlend eilte Marianne heim, ohne daran zu denken, daß ihr wegen der Miethe Sorgen bevorstehen, daß sie nicht einmal Geld hatte, sich Brod zu kaufen. Als sie zu Hause angekommen war, trat auch bald der Hausmeister in ihre Stube.

„Sie kommen wegen der Miethe?“

„Ja, Fräulein Marianne.“

„Ach, ich habe gar nichts, gar nichts!“

„Fräulein Marianne, Sie waren doch sonst so pünktlich? Der Herr ist streng, er wird Sie aus dem Hause jagen.“

„Morgen, lieber Herr Peter, die Dame hatte mir heute nichts geben können, morgen bestimmt.“

„Ich will Ihnen Glauben schenken, aber der Herr wird mir einen ordentlichen Spektakel schlagen. Ihnen zu lieb will ich's über mich ergehen lassen. Aber das letzte Mal! — Sie haben also heute auch nichts zu essen?“

„Nein! Was macht das, an einem Tage verhungert man nicht!“

„Kommen Sie zu uns, etwas wird schon für Sie noch abfallen.“

„Dank, bester Herr Peter, werde schon kommen.“

Als der Hausmeister fort war, zog sie rasch das Bild ihrer Mutter aus der Lade und küßte es inbrünstig.

„Wie bin ich glücklich o Mutter,“ jubelte sie, „Du hast nun Deine Blumen! Ja Du hast recht, so lange ich die Blumen bringe, bin ich glücklich! Wie gerne ertrage ich nun wieder alle Kümernisse des Lebens. Du hast mich gesegnet, meine Mutter, Du hast mir wieder Muth und Stärke verliehen. Ich bin glücklich, ach, so glücklich!“ — — —

Des andern Tages suchte Marianne ihre Gönnerin wieder auf. Sie traf in der Wohnung das Stubenmädchen allein, dieses hatte schon auf sie gewartet.

„Die gnädige Frau hat mir aufgetragen, Sie zu ihr zu führen, sie wohnt nicht mehr hier, sie ist umgezogen.“

Marianne ging mit dem Mädchen der neuen Wohnung zu. Als sie dortselbst angekommen war, wurde sie schon an der Schwelle von ihrer Gönnerin freundlich begrüßt und ins Zimmer geführt.

„Hier lieber Edgar, ist die Zauberin, die mich bekehrt hat, die Dir Deine Elsa wieder zurückgeführt hat.“

Frau Meerheims Gemahl ergriff die Hand der verblüfften Näherin, drückte sie herzlich und dankte ihr mit warmen Worten.

Marianne wußte noch immer nicht, was da vorging. Frau von Meerheim endlich klärte sie über alles auf. So war es?!

Was doch die Blumen alles vermögen! „Nun muß ich Dir, meine liebe Netterin, auch meinen Dank abtragen,“ sagte die glückliche Frau.

„Dir habe ich soviel Glück zu verdanken, daß ich stets Deine Schuldnerin bleiben werde. Aber einen kleinen Beweis der Dankbarkeit will ich Dir geben. Hier in unserem Hause, das an belebter Straße liegt, wird ein großer Blumensalon eröffnet und der — soll Dir gehören. Das Glück wird Dir nicht fehlen. Du sollst hier zeitlebens in meinem Hause wohnen und wirthschaften. Ist's Dir so recht?“

Marianne wußte nicht, ob sie wache oder träume.

„Ja, mein Kind, es ist kein Scherz, Du wirst bei uns bleiben. Willst Du?“

„O mit Freuden,“ rief die Glückliche und benetzte die Hand der edlen Frau mit Thränen und Küßen. —

Es ruht doch ein eigener Segen auf den Allerseeleblumen!! —

Gesellschaftsleben in Persien.

Von Fritz Focke.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

Sort versammeln sie sich mit ihren Kindern, und nachdem sie sich gebadet und ihre langen Locken mit Henna gefärbt und zu langen Zöpfen geflochten haben, die einige Tage halten, vereinigen sie sich zu Gruppen, arbeiten die vorzüglichsten Stickerien, wodurch sie so berühmt sind, und tauschen den Klatsch der Nachbarschaft miteinander aus. So planen sie die Verheirathungen ihrer Kinder, erzählen die Neuigkeiten, die sie von ihren Männern haben, wieder und erfahren, was sich in der Welt zuträgt, die Mittel erweiternd, die sie nicht weniger als ihre europäischen Schwestern besitzen, um die männlichen Glieder ihres Haushaltes zu beeinflussen und die nationalen Angelegenheiten dadurch zu leiten. Wer da denkt, daß die Abgeschlossenheit der orientalischen Frauen eine Verminderung ihres Einflusses herbeiführt, ist in großem Irrthum. Wenn etwas, so scharft diese Abgeschlossenheit ihren gesunden Verstand und belebt ihr Talent für Intrigue und die Ausführung schlaue berechneter Pläne, und die Männer sind wie Glaserkitt in ihren Händen. Gelegentlich mag ein persischer Ehemann in einem plötzlichen Anfall von Zorn oder im Eigensinne gegen das Pantoffelregiment rebellieren und sich tüchtig vertheidigen, aber er ist bald wieder bis zur Unterwürfigkeit klein gemacht, und eine rechte Frau bekommt wieder die Oberhand. So sind die Hausen der persischen Bürgerkriege den Frauen zuzuschreiben.

Eines Mannes geselliges Leben in Persien beginnt mit Sonnenaufgang, nachdem er seinen Morgentee oder Thee eingenommen, sein Morgengebet verrichtet und aus dem Auderoon oder den Frauengemächern, wo er beständig von der Stunde der Mittagsmahlzeit bei Sonnenuntergang bis zum Morgen bei einer seiner Frauen sich aufhält, herauskommt. Das Gesellschafts-

Leben in diesem Lande macht um die Dämmerstunde dem häuslichen Leben Platz; nach eingetretener Dunkelheit giebt es natürlich keine Visiten mehr, die ganze Stadt zieht sich in das Auderoon zurück, und die Straße wird öde. Außer den Hunden und gelegentlich einem Schutzmann ist niemand zu sehen.

Die trockene, anhaltende und extreme Hitze, welche einen großen Theil des Jahres vorherrscht, nöthigt — obwohl sie nicht ungesund ist — die Leute, früh aufzustehen und in der Mitte des Tages zu ruhen. Daher werden des Morgens oder nach 3 Uhr Nachmittags die Geschäfte erledigt und Besuche gemacht. Ein gewisses Maß von Gesellschaft ist bei Unterhandlungen rein geschäftlicher Art gebräuchlich; je wichtiger das Geschäft, desto größer die Etikette. Erfrischungen werden serviert, und honigsüße Phrasen betreffs Gesundheit und Wohlbefinden gehen dem Geschäftsgespräch voran und folgen ihm. Aber wenn rein gesellschaftliche Besuche gemacht oder empfangen werden, kann man die erstaunliche und wirklich lästige Langsamigkeit der gesellschaftlichen Formen in Persien wahrnehmen; Zeremonien, welche einen in die Zeit des Darius zurückführen. Wer seine Stellung aufrecht erhalten und seinen Einfluß in jenem Lande erweitern will, kann sich nicht gestatten, solche mit Verachtung zu umgehen. Man muß stets aufs äußerste besorgt sein, jede gesellschaftliche Seite zu beobachten und in Ehren zu halten und dem Stand des Gastes oder Gastfreundes entsprechend zu verfahren.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Das Schimmeln der Würste zu verhindern. Um dem Schimmeln der Würste vorzubeugen und dasselbe zu beseitigen, ist nichts empfehlenswerther, als gewöhnliches Kochsalz in einem Keller mit nur soviel Wasser zu übergießen, daß eine breite Lösung des Salzes erfolgt. Wenn man mit diesem Salzbrei schimmelige Würste, Schinken etc. anstreicht, verschwindet der Schimmel sofort und nach einigen Tagen überziehen sich die Würste mit überaus feinen Kristallen, die jeder weiteren Schimmelbildung vorbeugen.

Zur Honigaufbewahrung. Honig an feuchten Orten aufbewahrt geht leicht in Gährung über. Durch Sieden im Wasserbade und Hinzufügen von pulverisierter Kreide wird der Honig wieder genießbar. Derselbe ist, dem Wasserbade entnommen, tüchtig abzuschäumen, wodurch Kreide und Gärstoff entfernt werden.

Beste Art, Glacehandschuhe zu waschen. Glacehandschuhe zu waschen, das heißt wirklich gut zu waschen, ist nicht ganz leicht. Gar viele unserer sparsamen Hausfrauen haben es schon oft versucht und der Versuch ist

mißglückt, vielfach deshalb, weil das ihnen bekannte oder sehr empfohlene Verfahren einfach für den gerade vorliegenden Fall nicht das richtige war. Wer z. B. ein halbes Duzend ausgeprobte Mittel kennt, Glacehandschuhe gründlich zu reinigen, kann sich nach seiner Wahl und Findigkeit, unter diesen leicht dasjenige aussuchen, welches eben für das zu reinigende Handschuhpaar, für dessen Naturlederfarbe oder Kunstfärbung gerade das richtige ist. Es erscheint uns deshalb nicht als überflüssig, auf eine besondere Art des Handschuhwaschens hinzuweisen, die selbst in den allerbedenklichsten Fällen sich außerordentlich bewährt hat. Dieselbe läßt uns den zu reinigenden Handschuh zunächst in kaltem Regenwasser so lange vorsichtig, also vor allen Dingen ohne starke Reibung auswachen, bis das Wasser ohne jede Färbung von demselben abfließt. Naturgemäß muß es in hartnäckigen Fällen mehrmals erneuert werden. Nach dieser ersten Wäsche trocknet man die Handschuhe auf einem leinenen Tuche, über eine Leine hängend, an einem nicht zu warmen, sonnenlosen, vor Zugwind geschützten Ort. Nun vermischt man einige Eidotter mit etwas süßem Mandelöl, reibt die Handschuhe damit recht gründlich durch, eventuell ein, zieht sie über ein genau passendes Formholz und läßt sie, leicht in sauberes, weißes Papier eingeschlagen, aufrecht an die Wand gelehnt an einem wie schon oben geschilderten Orte trocknen.

Echte Perle zu erkennen. Ob schwarzes Tuch echt in der Farbe ist, erfährt man auf folgende Weise: Man löst etwas Sauerkeesalz in destilliertem Wasser auf, befeuchtet mit dieser Lösung einen Pfropfen und drückt diesen auf das Tuch. Ist der Stoff echt gefärbt, so hinterläßt das Sauerkeesalz nach einiger Zeit einen grünlichen, olivenfarbenen Fleck; ist das Tuch aber bloß mit Blauholz, Eisen- und Kupfervitriol gefärbt, d. h. die Färbung unecht, so erzeugt das Sauerkeesalz eine dunkelorange gelbe, fahle Farbe.

Kein grünes Holz brennen. Grünes Holz zu verbrennen ist eine unverantwortliche Verschwendung, denn erfahrungsgemäß läßt sich eine Klafter grünes Holz durch zwei Ster (zwei Drittel) trockenes Holz ersetzen, bei Feuerung mit dürrtem Holz sonach ein Ster sparen.

Humoristisches.

Boshaftes Mißverständnis. Dame: „Ich sage Ihnen, Herr Professor, der junge Mensch hat in meinem Hause viel Gutes erfahren!“ — Besuch: „Ueber wen denn, Frau Rätlin?“

Einladung. Fräulein A.: „Sie kommen doch zu unserem Kränzchen, morgen Abend?“ — Fräulein B.: „Will sehen! Da muß man sich wohl sehr schön machen?“ — Fräulein A.: „Ach nein, kommen Sie nur, wie Sie sind!“

Grob. A.: „Wenn ich Sie sehe, muß ich immer an das Sprichwort denken: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.“ — B.: „Aber ich habe ja gar kein Amt!“ — A.: „Nun, sehen Sie, wie das zutrifft!“

Saisongemäß. „Eine Wintertoilette habe ich mir bei meinem Gemahl bereits herausgeweint, nun muß ich mir noch einen Mantel zusammen weinen.“ — Ja, heuer ist ein gesegnetes Weinjahr.“

Sehr schmeichelhaft. Freundin: „Nein Anna, es ist zu komisch, aber so oft ich ein Schaf sehe, muß ich an Deinen Bruder denken, er hat zu hübsch gekräuselte Haare!“

Ein angenehmer Tischgast. Herr Schnormeyer ist zu Tisch geladen und nicht satt geworden. Als nach dem dritten Gang bereits der Käse gereicht wird, wendet er sich an die Hausfrau: — „Gnädige Frau, erlauben Sie mir die Frage, warum lassen Sie den Käse mitten in der Mahlzeit servieren?“

Falsche Beziehung. A.: „Meine Frau und Kinder sind sechs Wochen in der Sommerfrische gewesen.“ — B.: „Nun, wie hat es ihnen denn gefallen?“ — A.: „Danke, ich habe mich recht gut amüßert.“

Netter Vergleich. A.: „Gestern, in unserem Junggesellen-Klub, da ist's recht übermüthig hergegangen. Eine Sau war auf der Regalbahn ausgespielt worden, und ich war der Gewinner.“ — B.: „Ja, wer's Glück hat, fährt die Braut heim!“

Unbesonnener Wunsch. A.: „Was höre ich, Freund, Du sollst ja ganz Feuer und Flamme sein für die neue Primadonna!“ — B.: „D, Karl, sie ist ein göttliches Weib! Ich wollte, ich wäre ihre erste Liebe!“ — A.: „Armer Junge, da wärst Du ja ein alter Kerl!“

Der Schlaue. Junge Frau: „Ach, Mama, mein Mann will mir das Seidenkleid nicht kaufen!“ — Mutter: „Ungeachtetes Kind, dann muß Du ihn reizen, zu einem hitzigen Wort verleiten und die Versöhnung von der Erfüllung Deines Wunsches abhängig machen!“ — Junge Frau: „D, Mama, wenn er so was merkt, hat er eine Lammesgeduld!“

So oder so. A.: „Wie kommt es denn, daß Sie fast jede Lustspielpremiere besuchen?“ — B.: „Das thut ich aus zwei Gründen. Ist das Lustspiel gut, so amüßere ich mich so ibso, wird es aber ausgepiffen, so hat man auch seine Heß!“

Auf der Höhe und in der Tiefe.

Ein Adler wählte sich im Forst Den höchsten Eichenbaum zum Horst Und sah einst im Vorüberfliegen Tief unter sich ein Nestlein liegen, Auf dem ein Vöglein brütend saß Und rief: „Was brätest Du in's Gras? Hier droht Dir überall Gefahr, Denn groß ist uns'rer Feinde Schar“ Das Vöglein sprach mit frohem Muth: „Ich steh in meines Herren Hut, Er lehrte hier das Nest mich bauen, Und seinem Schutz darf ich vertraun.“ Tags drauf schon wählte sich im Forst Zum Ziel ein Blitz des Adlers Horst, Hat ihn zerrissen und verheert; Das Nest im Gras blieb unverfehrt.

Dreißilbiges Räthsel.

Die ersten zwei hat Gottes Hand Bewirkt zu allen Zeiten, Mag auch moderner Unverstand Dies vornehm oft bestreiten.

Die Dritte tönet laut und hell Und stößt auch hin und wieder; Das Ganze aber ist ein Duell Der schönsten deutschen Lieder.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Land, Sand, Band, Hand, Wand, Rand, Tand.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungschwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.

Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan (Trientalgebirge). 2216

Georg Schuster,
Markneukirchen i. S.
Musikinstrumenten-,
Saiten-Manufactur
und Versand.
Illustr. Preislisten umsonst und portofrei.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich. Inzerate 15 Pfennig die Zeile.
Süddeutsche Thier-Börse
Verbreitetste Organ für Geflügel, Fachzeitung Süd-Deutschlands, Vogel, Bienen, Hunde, und Fischzucht.
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostamtliche No. 6131a.